

stellt der Dichter uns nicht dar, er spricht nur mit klugen, dünnen Worten das Resultat aus. Daß es so kam, sagt er; warum es so kommen mußte aber, sagt er nicht. Sie stehen da, jeder für sich: drüben der Narr von ehemals, hüben der Streber von heute; „es fehlte jede Verbindung mit dem früheren“, muß der Autor selbst gestehen. Hier lag die eigentliche psychologische Aufgabe; aber grade hier wird der zuerst so wortreiche Erzähler karg und seiner Darstellung fehlt die Anschaulichkeit und somit die Ueberzeugungskraft.

Vergleiche ich Bahr's Roman mit seinem Drama „Die große Sünde“ so finde ich eine völlig andere Welt: dort ein ungemessener Reichthum der Personen, der sich hemmt und bedrängt, hier die sparsamste Beschränkung; dort gut österreichisches Localcolorit, hier Pariser Ton, nur leicht versetzt mit ein bißchen Austriacismen; dort Zurücktreten der psychologischen Entwicklung vor den äußeren Vorgängen, den Reden und Volksscenen im Stile des „Volkseindes“, hier seelische Zustände des Einen, immer des Einen. So völliger Gegensatz zeigt, daß der Autor noch die Stätigkeit der Entwicklung nicht gefunden hat, welche in einer starken Persönlichkeit ruht; aus der Schule Ibsen ist er, ein talentvoll Suchender, in die Schule Bourget gelangt, und wird nun hoffentlich auch zu sich selber bald kommen, zu seiner eigenen Natur und Kunst.

Otto Brahm.

Von neuer Kunst.

Emilia Pardo Bazan „Por Francia y por Alemania“ (Madrid, la España Editorial). Ein wunderliches Durcheinander draußen, auf dem Titel: die phrygische Mütze mit dem Wappen der République française neben der Deutschen Kaiserkrone über dem einköpfigen Nar, ganz brüderlich zusammen. Und dann ebenso drin, im Text, die gleiche funterbunte „Mezclilla“: Maschinenhalle, Edison, Tour Eiffel, Boulanger, Mode, Scha von Persien, spanische Malerei, Anklung des Meissonier, Zwingli, Pinakothek, Walhalla, Nürnberg, Straßburger Pastete, Karlsbad, die alte Bastille, Buffalo Bill, Jean Richopin und die Decadents, Sarah Bernhardt, Eça de Queiroz — und wenn man sich da endlich durchgefressen hat, dann möchte man am liebsten, sie finge gleich noch einmal von Anfang an. Denn die kleine Person weiß alles und thut, als wüßte sie gar nichts: das gerade Gegentheil des Deutschen Professors.

Das kommt nämlich daher: die kleine Person ist zudem eine große Dichterin, so nebenbei (das wirklich große ist man immer nebenbei): keine wird heute in Spanien mehr gelesen, mehr gerühmt und die grausamsten „Merker“ der Litteratur, was in der Presse und von den Kathedern heute den Marshallstab schwingt, preisen sie in kritischen Diplomen. Ich weiß schon: das junge Spanien, die Vorhut der geistigen Entwicklung nach den neuen Idealen, mag es nicht leiden, daß man das sagt, und ich sehe noch immer meinen lieben Luis Paris vor mir, den streitbaren Papst der Gente Nueva, wie der stolze Adel seines bleichen Profles noch fahler erblaßte und der trotzige Haß seines imperatorischen Blickes noch leidenschaftlicher erglühte, wenn meine naive Ausländerei sich zu ihrem verhehmten Namen erkühnte, den auszusprechen schon Kezerei und Hochverrath war. Es wird eben von diesem ringenden Volke die Politik heute in alles gemischt, zur Vergiftung der Gerechtigkeit, und über der fanatischen Katholikin vergiftet diese republikanische Jugend die geniale Naturalistin, will sie vergessen, welche in La madre naturaleza die gewaltigste Schöpfung der kastilianischen Moderne vollbracht und mit ihrer „cuestion palpitante,“ als der alte Valera, der madrilensische Frenzel, mit seiner „Arte nueva d'escribir las novelas“ auf den Naturalismus loszubreschen anhob, auch der neuen Theorie den ersten großen Triumph auf der Halbinsel erfiel hat.

Sie ist jedenfalls eine „Natur,“ im Goethe'schen Sinne, eine für sich, über der Menge und eigen; und sie ist, bei allem Heimweh rückwärts nach der frohen Gothik des frommen

Glaubens, in jeder Faser eine Moderne, nervös nach dem Neuen, durstig des Inconnu, und trotz allen monarchischen und konservativen Alluren Revolutionärin durch und durch, de esa fuerza revolucionaria, innovadora, que es el germen fecundante de la belleza futura, wie sie selber einmal gesagt hat, „von jener revolutionären Kraft der Erneuerung, welche der fruchtbare Keim der künftigen Schönheit ist.“ Ihr Geschlecht hat sie vor den Vergewaltigungen der Wahrheit durch Systematik bewahrt; sie kennt nicht das männliche Bedürfnis, der „Consequenz“ zu Liebe und um der logischen Klarheit willen zu lügen. Sondern wie eine Harfe im Sturm tönen, mit dumpfem Seufzer, mit schrillum Jubel ihre empfindsamen und hingiebigem Nerven von jedem Stoß, den diese wilde und verwirrte Zeit über sie rüttelt.

Es lockt an diesem Buche, wie sich in solcher Vollblut-Spanierin das Französische und das Deutsche spiegeln. Die Franzosen kommen nicht allzu gut dabei weg; unter Verdienst, will mir scheinen. Es mag schon verdrießlich sein, daß sie immer nur bloß für die Toreadoren und die schwülen Tänze der Gitanen zu interessiren sind; aber die guten Deutschen, welche sie mir doch ein bißchen gar zu à la Schwind und Schnorr von Carolsfeld verstilisiert, interessiren sich nicht einmal dafür. Es steckt wohl auch hier wieder das Politische dahinter. Ich habe bei allen spanischen Republikanern und wo nur einer sich zur Freiheit neigt, Bewunderung und Liebe der Franzosen gefunden; aber jeder Reaktionsär, je weiter einer vor Galilei zurück möchte, glandt sich zu deutschen Sympathien parteiprogrammäßig verpflichtet.

Ola Hansson „Varias.“ Fatalistische Geschichten. (Berlin, Zoberbier.) Zwei Worte bloß einstweilen von diesem herrlichen Buch, über das ich am liebsten ein ganzes Heft vollschreiben möchte. Eines der wenigen, welche man gelesen haben muß. Der Autor ist von jenen seltenen Künstlern, die etwas zu sagen haben, etwas was vor ihnen von keinem gesagt wurde und um sie herum von keinem gesagt wird. Und das ist just eben dasselbe, was die Entwicklung der Moderne heute zu sagen hat: die Stichworte zur Eröffnung der nächsten Scene. Die Discussion der neuesten Phase, in welcher die Litteratur sich über den Naturalismus hinaus entwickelt, wird seinen Namen bald zu einem Schlagwort schleifen.

Naturalismus und Theater. Nächstens nehme ich die noch unverkauften Exemplare meiner sämmtlichen Werke dem Verleger weg und stampe sie todesmuthig ein. Es wird mich freilich etwas theuer zu stehen kommen, aber anders geht es wirklich nicht. Anders finde ich nimmermehr Ruhe: denn was mir jetzt alles aufdividirt wird, das ist wahrhaftig schon nicht mehr schön.

Hören Sie nur, was mir wieder passirt ist. Ich lese es eben in der „Deutschen Zeitung“, von Herrn Dr. Moritz Necker, einem der geistreichsten, urtheilsfähigsten und gerechtesten Wiener Kritiker, gezeichnet:

„Freiherr von Berger nimmt am nachdrücklichsten Stellung gegen den Naturalismus, dessen Unvermögen, jemals die Bühne zu gewinnen, er beweist, womit er freilich so einsam nicht mehr dasteht, denn gerade einer der temperamentvollsten Naturalisten, Hermann Bahr, hat in seinem Buche „Zur Kritik der Moderne“ dasselbe Facit gezogen.“

Und nun appelliere ich an Ihre angeborene Menschlichkeit und beschwöre Sie um Jesu Christi willen: habe ich denn das wirklich verdient?

Ich will gar nicht erst gegen den Titel des Naturalisten protestiren. Zwar macht es mich traurig: denn mein Gewissen ist rein; und wenn denn schon durchaus ein Name sein muß, warum heißen Sie mich nicht lieber „Decadent“ und wenn denn schon durchaus ein Schubsach sein muß, warum stecken Sie mich nicht lieber mit Guyssmans und Maurice Barrès zusammen? Aber darüber hätte ich noch gar nichts gesagt; so kleinere Kränkungen bin ich schon gewöhnt.

Aber wo in aller Welt, mein hochverehrter und liebwertester Herr Doctor, wo in aller Welt habe ich dieses schändliche „Facit gezogen, von dem Unvermögen des Naturalismus jemals die Bühne zu gewinnen“?

Ich denke garnicht daran. Ich habe von manchen Versuchen der Naturalisten dargethan, daß sie mißglückt sind. Ich habe wiederholt die wachsende Ueberzeugung ausgedrückt, daß der Naturalismus so wenig als irgend eine andere eine endgiltige und beharrliche Formel, und daß die französische Litteratur eben bereits wieder auf dem besten Wege ist, ihn durch ein reicheres

und der Moderne näheres Verfahren zu ersetzen. Ich stehe aber keinen Augenblick an, den Naturalismus für durchaus bühnenmöglich und in der gegenwärtigen Phase der deutschen Litteratur eine Zeit lang für geradezu bühnennothwendig zu halten.

Ich bin wirklich heillos erschrocken, wie ich das eben las. Ich habe rasch mein unglückseliges Buch aus dem Kasten geholt und aufmerksam noch einmal durchgenommen, vom Anfang bis zu Ende. Nun, ich muß Ihnen sagen: es hat mir recht gut gefallen; aber was ich bange suchte, davon fand ich keine Spur.

Und das verstimmt mich sehr: denn ich versichere Sie, es macht wenig Vergnügen, ein Schriftsteller zu sein, der seine eigenen Bücher nicht versteht. Es bleibt mir rein nichts anderes übrig, als künftig jedesmal — um Widersprüche zu vermeiden — erst bei Herrn Dr. Necker anzufragen, wie ich denn eigentlich über die Sache denke, über welche ich schreiben will. Ja, das ist sicher noch das allererschlaueste.

Germann Bahr.

Pikante Stellen. In der Leipziger Verhandlung gegen Sittenfeld und Walloth kam auch ein Brief Sittenfeld's (Alberti's) an seinen Verleger Friedrich zum Vortrag, in welchem es hieß: Friedrich möge doch in einer der belebtesten Straßen Berlins einen Laden miethen, und dann an den Schaufenstern Bücher seines Verlages so ausstellen, daß die „pikanten Stellen“ von draußen gelesen werden könnten. Die gute Absicht, aus welcher dieser Rath entsprang, kann leicht mißdeutet werden; darum möchten wir feststellen, daß es Alberti offenbar nur darauf ankam: die Passanten der Friedrichstraße für die neue Kunst zu gewinnen. Einen sicheren Weg aber, als den vorgeschlagenen, hat er nicht gewußt und hat gemeint: der Zweck heiligt die Mittel. Uebrigens, wenn es Schillers jugendlicher Traum war, ein Buch zu schreiben, das „vom Schinder verbrannt werden müsse“, — warum sollte nicht Alberti in der Ausführung idealer Absichten mit dem Nermel das Gefängniß streifen? Minder reine Intentionen aber anzunehmen, hindert uns die bekannte ethische Gesinnung des Angeklagten: wer in der tugendhaften Nationalzeitung über die litterarische Sittlichkeit — bei Andern zu Gericht sitzen darf, steht auf einer Frenzelisch beglaubigten Höhe, zu der keine Verdächtigung emporreicht. — Nach einer uns kurz vor Redaktionsluß noch zugehenden Privatnachricht hätte die Vertheidigungsrede Alberti's mit diesem Ceterum censeo geschlossen: „Das Zustandekommen der Deutschen Bühne ist definitiv gesichert; die Eröffnung findet am . . .“ Doch hier unterbrach der Richter den Angeklagten. — Die Verantwortung für diese Mittheilung müssen wir dem Einsender überlassen.

Böcklin und Herr Dubois-Reymond. Prof. Emil Dubois-Reymond liebt es, wie man weiß, von Zeit zu Zeit einen Streifzug ins gelobte Land der Kunst zu unternehmen. Das Bedürfniß dazu muß wohl ein unabweisbares bei ihm sein; Heute hat er noch nie heimgebracht, nur Blamage, aber er läßt's nicht. Man brauchte ihn in diesen Vergnügungsausflügen nicht zu stören, wenn sie nicht leider vor aller Augen unternommen würden: die Abreise findet Unter den Linden statt, Akademie, Uhrsaal. Auch die jüngste Sitzung am Leibniztage ist nicht ohne Unfall vorübergegangen: neben geistreichen und feinen Reden Mommsen's, Harnack's, Weinhold's stand eine wirkliche Auseinandersetzung Dubois' über das Verhältniß von Wissenschaft und Kunst. Nachdem der ständige Sekretär der Akademie feststellt, daß Leibniz ein eigentliches Verhältniß zur Kunst nicht gehabt, war auf die natürlichste Weise von der Welt der Grund gefunden, eben zu Ehren Leibniz's, über die Kunst zu reden; und es ergab sich denn zum anderen Male, daß auch Dubois-Reymond ein Verhältniß zur Kunst nicht hat, und also eine Festrede, ganz aus Leibniz'schem Geiste heraus, halten konnte. Hatte er einst in der thörichten Schrift „Goethe und kein Ende“ bedauert, daß Faust nicht lieber Gretchen geheirathet und an Stelle Guericke's die Luftpumpe erfunden hätte, so bedauerte er nun alle jene göttlichen Verirrungen der Kunst, welche Tritonen und Nereiden, Centauren und Nymphen heißen; und dem ganzen losen Gesindel ward, ob seiner mangelhaften persönlichen Beziehungen zur Morphologie, gehörig der Text gelesen. Und selbst die lieben Engellein mußten wegen ihrer baaren physiologischen Unmöglichkeit manch hartes Wort hören. Gott besser's!